

Bettina Busch

Florian Straus

**Unabhängige Anlaufstelle zu den
Vorwürfen über Gewalt und Lieblosigkeit
im Josefsheim, Ludwigsburg-Hoheneck**

Ergebnisbericht

Juni 2019



Institut für
Praxisforschung und
Projektberatung

Inhalt

1. EINLEITUNG	3
2. ZUM AUFTRAG	4
3. AUSWERTUNG DER MELDUNGEN	5
3.1. Wer hat sich gemeldet?	5
3.1.1. Alter der Kinder während der Heimzeit.....	7
3.2. Berichte über die Zeit im Josefsheim	7
3.2.1. Erzählungen der ehemaligen Heimkinder.....	7
3.2.2. Erzählungen von ehemaligen Mitarbeiter*innen und klosternahen Personen	12
3.3. Angaben über Kontakte zum Kloster	16
3.4. Berichtete Folgen für das Erwachsenenleben der ehemaligen Heimkinder	16
4. FAZIT	19
5. AUSBLICK	20
Literaturverzeichnis	22

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anzahl der Meldungen nach Meldeweg	5
Abbildung 2: Meldungen nach Geschlecht.....	5
Abbildung 3: Meldungen nach Status während der Heimzeit	6
Abbildung 4: Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder im Josefsheim.....	8
Abbildung 5: Erfahrungen der ehemaligen Mitarbeiter*innen während ihrer Zeit im Josefsheim.....	12
Abbildung 6: Übersicht über die verschiedenen Heimerfahrungen im Josefsheim.....	15

1. EINLEITUNG

Bei dem Josefsheim in Ludwigsburg-Hoheneck handelte es sich um ein Kinderheim der Karmelitinnen vom Göttlichen Herzen Jesu, einer kontemplativ-apostolischen Gemeinschaft innerhalb der karmelitanischen Familie. Die Ordensgründerin Maria-Teresa Tauscher (1855 – 1938) widmete sich intensiv den Bedürftigen. „Am 30. Oktober 1888 wird sie in Köln in die katholische Kirche aufgenommen. Von diesem Zeitpunkt an wird sie arm für die Armen, heimatlos für die Heimatlosen. Bereits drei Jahre später stiftete sie in Berlin ein Kinderheim, da ihr die Not, in der sich zahlreiche Kinder befanden, zu Herzen ging. Schnell bildete sich um sie eine Gruppe idealistischer Frauen. [...] Mutter Maria-Teresa starb am 20. September 1938 in Sittard. Seitdem finden viele auf ihre Fürsprache hin Hilfe in ihren Nöten. Sie, die zeit ihres Lebens ihre mütterliche Liebe und Sorge an hunderte Kinder schenkte und zahllosen Erwachsenen tatkräftige Hilfe erwies, schrieb vor ihrem Tod: ‚Meine größte Sehnsucht ist, vom Himmel aus Tränen zu trocknen und Wunden zu heilen.‘“¹

So war das Anliegen des Ordens und der Schwestern stets die Bedürftigen im Blick zu haben. Dies hat sich laut Provinzoberin Schwester Maria Claudia Renki seit den Jahren der Gründung vor 125 Jahren nicht verändert: „Aus tiefer Liebe zu Gott wollen wir Schwestern seine Liebe zu den Menschen spürbar werden lassen. Das gilt für die Kinder in den früheren Kinderheimen ebenso wie für die heutigen Kindergärten, aber auch für hilfsbedürftige Menschen in Seniorenheimen.“²

Allerdings gibt es seit Ende 2018/Anfang 2019 Vorwürfe ehemaliger Heimkinder aus Ludwigsburg-Hoheneck, die angeben, die Nonnen des Karmelitinnen-Ordens, die das Josefsheim bis 1992 betrieben haben, hätten die Kinder regelmäßig geschlagen, mit harten Strafen gedemütigt und sehr lieblos behandelt. Ehemalige Heimkinder klagen über die psychischen Folgen ihres Heimaufenthaltes. Deutet dies darauf hin, dass der Ansatz, den Maria-Teresa Tauscher mit ihrer Ordensgründung verband, im Kontrast zu dem realen Leben im Kloster bzw. dem Kinderheim steht?

Da das Vertrauen in eine Aufarbeitung der Geschehnisse allein zwischen Heimkindern und dem Kloster bzw. kirchlichen Institutionen bei vielen Ehemaligen nicht ausreichend vorhanden war, wurde eine unabhängige Aufklärung außerhalb der Kirchenhierarchien gefordert und auch umgesetzt. Das Institut für Praxisforschung und Projektberatung (IPP) in München hat den Auftrag übernommen, eine unabhängige Klärung der Ereignisse zu begleiten.

¹ <https://www.reginacarmeli.info/ber-uns>, abgerufen am 7.5.2018.

² <https://www.tag-des-herrn.de/125-jahre-st-josefsheim-berliner-pappelallee>, abgerufen am 7.5.2019.

2. ZUM AUFTRAG

Grundlage des Auftrags war die Vereinbarung, dass das IPP für einen Zeitraum von drei Wochen die Aufgabe übernimmt, eine unabhängige Anlaufstelle aufzubauen und zu betreuen. Bei dieser konnten sich Opfer und Zeitzeugen telefonisch und/oder per E-Mail melden. Ziel der Vereinbarung war es, erste Berichte über ihre Zeit in Hoheneck und das, was sie erlebt haben, zu sammeln und systematisiert aufzubereiten. Diese Erfahrungsberichte sollen eine erste unabhängige Bewertung zu Qualität und Quantität der Anschuldigungen ermöglichen. Diese Bewertung soll zudem klären, ob und in welcher Form eine weitere, ausführliche Aufarbeitung der Vorkommnisse sinnvoll erscheint.

Wie erfolgte der Zugang zu den Kontaktmöglichkeiten mit dem IPP als unabhängige Anlaufstelle? Bezogen auf den zugrundeliegenden Aufruf (der zwischen IPP und Ordensleitung abgestimmt wurde) an Betroffene und Zeitzeug*innen wurde zwischen IPP und dem Auftraggeber, bzw. der Ordensleitung, vereinbart, den Aufruf an ehemalige Heimkinder und weitere Zeitzeug*innen bzw. ehemalige Mitarbeiter*innen in der lokalen Presse und evtl. an weiteren geeigneten Orten zu veröffentlichen.

Die Presse, vornehmlich die Stuttgarter Nachrichten, hat zwar über die Beauftragung des IPP in den Artikeln zu den Ereignissen rund um das Josefsheim berichtet, der Aufruf mit Ansprechstellen wurde in der Presse jedoch nicht veröffentlicht. Tatsächlich fand sich der Aufruf mit Kontaktmöglichkeiten nur auf den Seiten der Caritas bzw. des Dekanats Ludwigsburg. Somit musste zunächst von einem eingeschränkten Kreis derjenigen ausgegangen werden, die den Aufruf überhaupt gesehen haben. Ein Online-Zugang ist dabei die erste Voraussetzung, den aber erfahrungsgemäß nicht alle Betroffenen zur Verfügung haben (vgl. Mosser, Dill, Hackenschmied & Straus, 2018). Da viele ehemalige Heimkinder aus kirchlichen Heimen zudem kirchennahen Einrichtungen misstrauen und deren Botschaften nicht zur Kenntnis nehmen bzw. sich nicht auf deren Internetseiten bewegen, haben vermutlich viele Ehemalige keine Kenntnis von den Aufarbeitungsbemühungen erhalten.

Aufgrund dieser Situation erschien am 10.5.2019 in der lokalen Presse (Stuttgarter Nachrichten und Bietigheimer Zeitung) ein weiteres Interview zur Thematik mit Florian Straus (IPP) mit direkter Angabe der Erreichbarkeiten der Anlaufstelle. Der Meldezeitraum wurde um eine Woche bis 17.5.2019 (insgesamt also knapp vier Wochen) verlängert.

3. AUSWERTUNG DER MELDUNGEN

3.1. WER HAT SICH GEMELDET?

Insgesamt haben sich 30 Personen bei der Anlaufstelle gemeldet (per Telefon oder Mail bzw. Post). Davon wollte ein Melder keine weiteren Angaben machen zum Namen und den Geschehnissen.

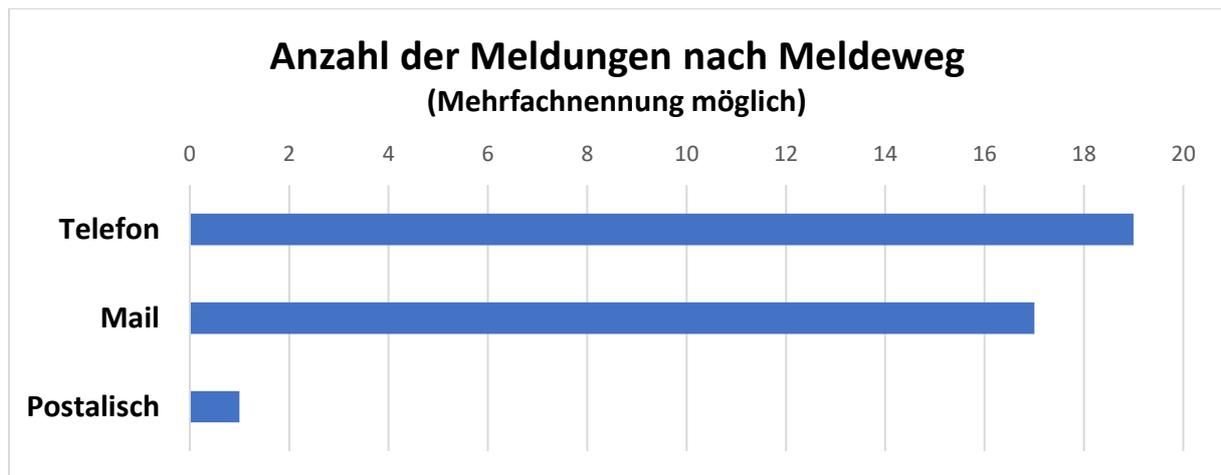


Abbildung 1: Anzahl der Meldungen nach Meldeweg

Im Zeitraum vom 23.4. bis zum 10.5.2019 waren es 20 Personen, die sich bei der Anlaufstelle des IPP gemeldet haben. Auf den verlängerten Zeitraum vom 13.5. bis 17.5.2019 entfielen weitere sieben Meldungen (die sich direkt auf das veröffentlichte Interview in der Zeitung bezogen). Nach dem 17.5. meldeten sich noch drei weitere Personen, von denen jedoch nur eine Angaben machte. Eine Person möchte zu einem späteren Zeitpunkt von ihren Erlebnissen erzählen. Von diesen Melder*innen sind 25 weiblich und fünf männlich.

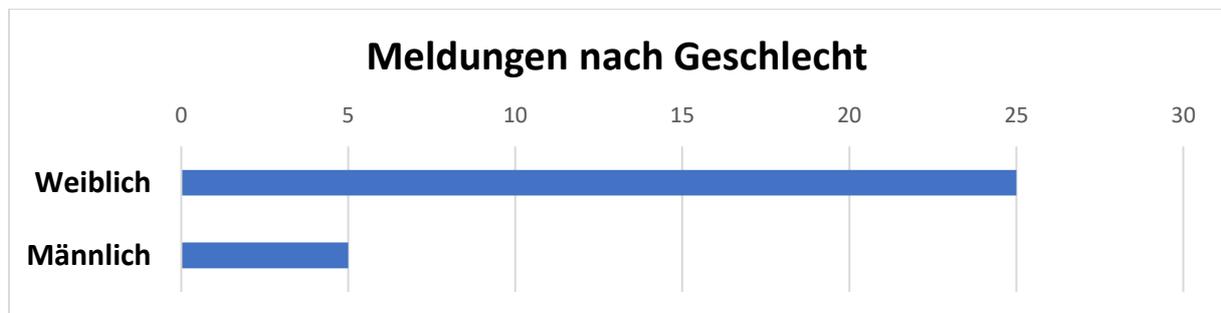


Abbildung 2: Meldungen nach Geschlecht

Davon waren 19 ehemalige Heimkinder und neun Mitarbeiter*innen, bzw. sonstige Personen, die im Umkreis des Heimes tätig waren und Kontakt zu Kindern aus dem Josefsheim hatten. Eine Melderin machte Angaben zu einer Freundin, die im Heim gewesen war, und berichtete von den Erzählungen, die sie damals geteilt hatten (Meldung Dritter). Eine weitere Person ist als Angehörige/r zu bezeichnen.

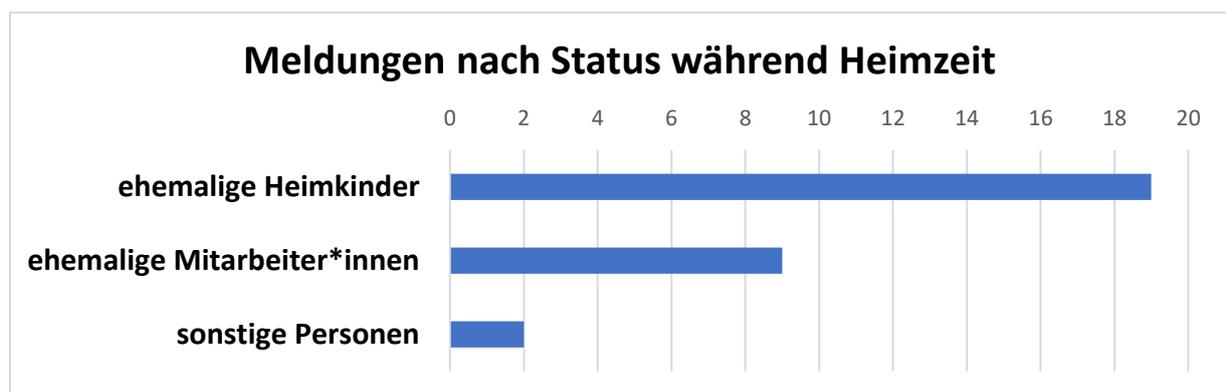


Abbildung 3: Meldungen nach Status während der Heimzeit

Die Geburtsjahrgänge derjenigen ehemaligen Heimkinder, die sich bei uns gemeldet haben, liegen zwischen 1954 bis 1973 (nicht alle Melder*innen haben Angaben zu ihrem Geburtsjahrgang gemacht). Bezogen auf den Zeitraum, in dem die Betroffenen im Josefsheim waren, reicht die Zeitspanne von 1956 bis 1988. Eine knappe Mehrheit der Betroffenen, die sich gemeldet haben, war in den 1960er bis zu den 1970er Jahren im Heim. Bei sieben ehemaligen Heimkindern dauerte ihr Aufenthalt bis in die 80er Jahre, bei einem bis zur Schließung des Heimes 1992.

Von diesen Betroffenen machten alle, bis auf drei Melder*innen, nähere Angaben zu ihrer Heimzeit. Zwei Melder*innen ohne Angaben interessierten sich vor allem für das Treffen mit der jetzigen Klosterleitung. Relevante Informationen hierzu wurden weitergegeben. Ein weiterer Melder würde zu einem späteren Zeitpunkt für ein mögliches Interview zur Verfügung stehen.

Die ehemaligen Mitarbeiter*innen, die sich meldeten, gaben an, in einem Zeitraum von 1961 bis 1983 im Josefsheim gewesen zu sein.

3.1.1. ALTER DER KINDER WÄHREND DER HEIMZEIT

Betrachtet man das Alter, in dem die ehemaligen Heimkinder im Josefsheim aufgenommen wurden, kann festgehalten werden, dass die Mehrzahl der Kinder im Säuglings- bzw. Kleinkindalter war. Nur fünf Kinder kamen mit einem Alter ab ca. 4 bis 7 Jahren ins Josefsheim. Die Dauer des Aufenthalts ist uneinheitlich (ca. 1 bis 16 Jahre). Teilweise wurden die Kinder frühzeitig in ihre Familien zurückgeführt, vereinzelt wird berichtet, dass sogar die Ausbildungszeit noch im Heim verbracht wurde.

Jungen wurden, nach mehreren Angaben von Meldern, in einem Alter von ca. 12 Jahren in andere Heime verlegt, da die Raumsituation keine weitere Geschlechtermischung zugelassen hätte. Möglicherweise ist dies zeitabhängig, denn es gibt eine Meldung eines männlichen Heimkindes, der angibt, auch die Ausbildungszeit noch im Heim verbracht zu haben, allerdings in den 80er Jahren. Von Seiten des Klosters sind nach deren Angaben hierzu keine Aufzeichnungen mehr verfügbar, so dass das Bild unklar bleibt, wie die Situation von gemischtgeschlechtlichen Gruppen war.

Alle Gruppen waren jedoch altersdurchmischt, wobei häufig angegeben wird, dass ältere Kinder auf jüngere aufpassen und auch pflegerische Aufgaben erfüllen mussten.

3.2. BERICHTE ÜBER DIE ZEIT IM JOSEFSHEIM

3.2.1. ERZÄHLUNGEN DER EHEMALIGEN HEIMKINDER

Die ehemaligen Heimkinder, die sich bei uns gemeldet haben, erzählen sowohl positive Erlebnisse wie auch negative. Die Gewichtung tendiert jedoch klar zu den negativen Erinnerungen an die Zeit im Josefsheim (siehe Abb. 4).

Drei Anrufer*innen berichteten, dass die Heimzeit gut verlaufen sei und sie dem Heim gegenüber Dankbarkeit empfinden. Hierbei handelt es sich allerdings einschränkend um eine Person aus dem Angehörigenkreis. Eine Person gibt an, dass sie keine schlechten Erinnerungen habe, jedoch die Probleme erst in einer späteren Adoptivfamilie angefangen hätten.

Vier Personen berichten zwar grundsätzlich positiv, jedoch werden auch Szenen dargestellt, die aus pädagogischer Sicht nicht als positiv gewertet werden können. Darunter sind Strafmaßnahmen wie länger andauernder Ausschluss aus der Gemeinschaft, Strenge, Willkür, Essenzwang, Ohrfeigen und Erniedrigungen, die aus der jeweiligen Situation heraus

als gerechtfertigt empfunden wurden, aber zumindest aus heutiger pädagogischer Sicht nicht akzeptabel sind. Diese Erzählungen werden daher als ambivalent gewertet.

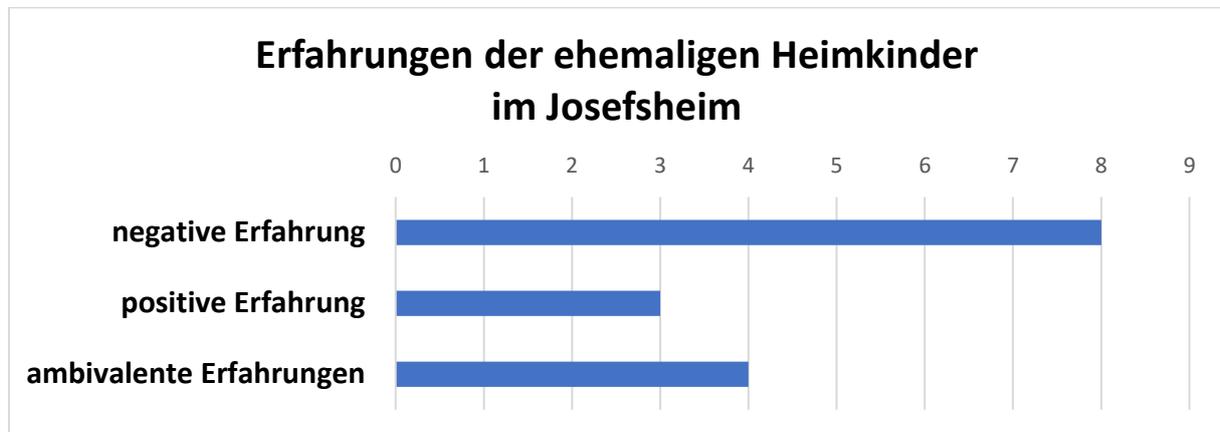


Abbildung 4: Erfahrungen der ehemaligen Heimkinder im Josefsheim

Negative Erzählungen

Bei den negativen Erzählungen fallen folgende Schwerpunkte auf: religiöser Zwang; Druck bzw. Zwang, so lange sitzen zu bleiben, bis alles aufgegessen war; ständige Kontrolle; drastische körperliche Strafaktionen. Zu erwähnen ist bei der Darstellung im Folgenden, dass in den telefonischen Interviews nicht alle Kategorien daraufhin abgefragt wurden, wie sie vom Einzelnen empfunden wurden. Die Anrufer*innen berichteten, was ihnen am deutlichsten aufgefallen ist und was für sie besonders belastend war. Daher haben Personen, die uns kontaktierten, unterschiedlich gewichtet. Manche Kategorien tauchen bei einigen gar nicht auf, weil andere für sie persönlich im Vordergrund standen. In einem eventuell folgenden detaillierten Interviewprozess wären die einzelnen Kategorien in ihrer Bedeutung für den jeweiligen Betroffenen abzufragen, um die persönlichen Belastungen durch verschiedene Ereignisse systematischer zu erfassen.

Physische Strafen bzw. Gewalt

Fast alle Betroffenen berichten Beispiele aus der Essenssituation im Heim. Sie mussten so lange sitzen bleiben, bis alles aufgegessen war, auch wenn dies sehr lange dauerte. Vereinzelt wird dargestellt, dass einem das Essen hineingezwungen wurde (z.B. mit Nasezuhalten und „Stopfen“). Die Essenssituation war folglich angstbesetzt und wurde selten als Genuss empfunden, sondern war eher mit Zwang verbunden.

Zwölf Personen berichten darüber hinaus von physischer Gewalt (Ohrfeigen, Prügel, Schläge auf Rücken und Hinterkopf, Kopfnüsse). Zweimal wird von einem Handfeger gesprochen, mit dem man auf den blanken Hintern bekommen hätte. Auch ein Gürtel zur Züchtigung wurde erwähnt. Des Weiteren wird berichtet von harten Ohrfeigen oder gegen Heizkörper stoßen bzw. Schläge auf den Rücken mit jeweils sichtbarer Narbenbildung. Zudem wird ebenso mehrfach dargestellt (von Betroffenen und Zeug*innen), dass Bettnässer zur Strafe unter die kalte Dusche gestellt worden seien.

In diesem Zusammenhang berichten mehrere Betroffene, dass Gewalt oftmals die einzige Ansprache und Berührung gewesen sei, dass man ansonsten völlig auf sich alleine gestellt gewesen wäre, und auch keine Unterstützung in Schulangelegenheiten wie Hausaufgaben oder Sonstiges erhalten hätte (auch keine Teilnahme an Elternabenden). Zu letzterem gibt es Hinweise, dass sich die Praktiken in den 80er Jahren verändert zu haben scheinen. Es wird von einer Hausaufgabenbetreuung berichtet.

Psychische Strafen bzw. Gewalt

Von scharfen Kontrollmaßnahmen der Schwestern erzählten acht Personen. Dazu gehörte, dass man nur auf dem Rücken schlafen durfte und die Hände über der Decke bleiben mussten, dass man sich nicht alleine ins Zimmer zurückziehen durfte, dass man gleich nach der Schule wieder ins Heim zurückkehren musste. Bis auf eine Ausnahme, die sich auf eine Erzählung von dritter Seite bezieht, gibt es keine Hinweise dazu, dass Heimkinder Freundschaften mit anderen externen Schulkameraden pflegten. Im Gegenteil, die große Mehrheit der ehemaligen Heimkinder trägt nach eigenen Angaben das Heimkindstigma mit sich. Heimkinder erscheinen anders, schlechter, man kann sie ärgern und nichts wird einem passieren, denn die Heimkinder hatten keinen Fürsprecher. Weder die Nonnen noch die Lehrer schienen sich für sie einzusetzen.

Zu späterer Zeit (etwa Anfang der 80er Jahre) wird hierzu eine Ausnahme berichtet. So habe sich eine an sich strenge Schwester einmal explizit für ein Kind eingesetzt, das von Mitschüler*innen verprügelt wurde und von deren Familien eine Entschuldigung verlangt. Weiterhin seien die Mitschüler*innen ins Heim eingeladen worden, um dieses vorzuzeigen, damit die anderen sich einmal ein Bild vom Heimleben machen konnten. Dies hätte das Stigma ein wenig abgebaut.

Von mehreren Seiten (Ehemalige und Mitarbeiter*innen) erhielten wir Hinweise, dass Briefe, die die Kinder von ihren Eltern bekamen, z.T. öffentlich von der Schwester vorgelesen wurden. Dies war nach den Erzählungen offenbar meist verbunden mit böartigen Kommentaren, dass, wo aus der Mutter schon nichts geworden sei, das Kind doch auch

nichts werden würde, dass die Mutter sicher lüge, wenn sie dies und jenes schreibt, und überhaupt, dass die Kinder alle nichts wert wären. Dies tendiert in Richtung der psychischen Gewaltausübung. Den Kindern wurde demnach kein Selbstwertgefühl zugestanden, im Gegenteil, sie wurden schlecht gemacht, wo es nur ging. Hier werden mehrere Schwestern genannt, die solcherlei psychische Gewalt praktizierten hätten.

Drei Personen haben davon erzählt, dass die Teilnahme am religiösen Leben des Klosters absolut verpflichtend gewesen wäre, auch schon für kleinere Kinder. So wurde berichtet, dass das lange Stillsitzen bzw. Knien gerade den Kleinen besonders schwer fiel. Bei Nicht-Teilnahme oder „falschem Verhalten“ drohten Schläge oder sonstige Strafmaßnahmen.

Die Schwestern hatten offenbar auch Schweigetage, an denen sie nicht sprachen. Die Kinder, auch kleine Kinder, erhielten in dieser Zeit keine Ansprache. Einige der Interviewten erlebten dies als große Verwirrung, Zeit der Unsicherheit, mit dem Gefühl abgelehnt zu werden.

Folgen des Heimaufenthaltes für Ausbildung und späteren Lebensweg

Vor allem Mädchen wurden nach den Angaben zu Bastelarbeiten herangezogen, die später verkauft wurden. Auch sollten sie häufig auf kleinere Kinder aufpassen und Pflegeaufgaben übernehmen oder im angeschlossenen Müttergenesungswerk arbeiten. Ein ehemaliges Heimkind beschreibt dies in einem schriftlich vorliegenden Bericht folgendermaßen:

„Vor der Schule musste ich 16 Kinder waschen, anziehen, so dass diese frühstücken konnten. Ich musste dann noch die Betten machen, 3 Schlafzimmer putzen und erst danach konnte ich zum Frühstück (tägl. Haferflocken mit lauwarmer Milch). Erst danach durfte ich in die Schule. Dort war ich dann müde und bekam in der Schule mit einem Ziehstock Streiche.“

Ehemalige Mitarbeiter*innen geben an, dass an schulischer Ausbildung der Mädchen nicht weiter gelegen gewesen sei, sie hätten ja klosterintern genügend Aufgaben zu erledigen gehabt. Als hauptsächliche Schulformen werden die Sonderschule und die Hauptschule genannt.

Ein beruflicher Werdegang liest sich wie folgt:

„Das Verlangen nach einem Stuhl [um im Jugendamt nicht neben der Oberin stehen zu müssen; Anmerkung der Verfasserin] wurde für unerzogen hingestellt und hatte zur Folge, dass ich in ein Erziehungsheim untergebracht wurde. Mir hatte man zuvor versprochen, dass ich in einem Internat meine mittlere Reife machen könne, damit ich meinen Berufswunsch ‚Technische Zeichnerin‘ erlernen könne.

Das Ergebnis: nichts mit mittlerer Reife, sondern Hauswirtschaftsgehilfin erlernen, um als Küchenhilfe mein Geld zu verdienen. Für mich war damals schon klar, dass ich niemals als Küchenhilfe mein Geld verdienen werde. Und so wurde ich von der Oberin [...] aus Ludwigsburg-Hoheneck in der [Einrichtung Erziehungsheim] abgeliefert.

Zum Glück konnte ich noch ein Jahr später den kaufmännischen Kurs für 2 Jahre beginnen und habe dann zur Auswahl gehabt, wie ich beruflich mein Geld verdiene.“

Eine gezielte Förderung von Kindern wurde also ganz offensichtlich weder von der Einrichtung noch vom Jugendamt verfolgt. Dies erschwerte einen erfolgreichen Start in ein erfülltes Berufsleben. Ein hohes Maß an Eigeninitiative war (wie in dem Beispiel) damit gefordert, eine Eigenschaft, die jedoch zuvor in der Heimzeit eher stark unterdrückt wurde. Zwei Heimkinder, die aufgrund von „Ungehorsam“ oder Ausreißens aus dem Josefsheim in ein (weltliches) Erziehungsheim überführt wurden (mit der Verlegung in ein Erziehungsheim wurde von Seiten der Nonnen oft als Strafe gedroht, Ängste davor geschürt), berichten, dass sie die Zeit dort als „besser“ empfanden als im Josefsheim, da sie dort auch „mehr Möglichkeiten“ gehabt hätten.

Positive Erzählungen

Einige männliche ehemalige Heimkinder berichten, dass sie relativ viele Freiheiten gehabt hätten, und diese auch ausgenutzt hätten. Dies sei auch bestraft worden, aber die Strafen wurden als gerechtfertigt empfunden. Es habe ein gewisses Maß an Zuwendung gegeben. Als entlastend wurde dabei jedoch empfunden, dass in ihren Fällen noch Elternteile oder andere Verwandte verfügbar waren, die die Kinder an den Wochenenden besucht oder sie gelegentlich aus dem Heim herausgenommen hätten.

Diese Männer erlebten sowohl die herrschende Strenge der Nonnen im Heim, als auch die verpflichtende Teilnahme an religiösen Riten und dem gesamten religiösen Leben des Heims, nicht als überbordend. Auch der Druck, alles Dargebotene aufzuessen, wurde nicht als übermäßig schlimm empfunden.

Ein Anrufer hatte den Eindruck, Mädchen seien strenger geführt worden, hätten also weniger Freiheiten als die Jungs gehabt, was er auf die Vermeidung „unsittlichen Verhaltens“ mit der Folge ungewollter Schwangerschaften zurückführte.

Mehrere Anrufer*innen erzählten, dass die Zeit, die sie danach wieder in der Familie oder einer Pflegefamilie verbracht hätten, schlimmer gewesen sei als das Heim, bzw. dass es ihnen, wären sie in der Familie geblieben, wahrscheinlich schlechter ergangen wäre. Dies hinterlässt den Eindruck einer Relativierung des Heims als des „kleineren Übels“.

Möglicherweise ließe sich bei genauerer Untersuchung eine zeitliche Komponente herausarbeiten, da es derzeit eine leichte Tendenz zu geben scheint, dass die positiven Erfahrungen eher ab den späten 70er Jahren zu finden sind. Hier ist dies genauer einzugrenzen. Aus den Unterlagen des Josefsheims geht hervor, dass ab der Wende der 70er zu den 80er Jahren vermehrt weltliche Erzieher*innen eingestellt wurden. Das hatte der

Landeswohlfahrtsverband als Kontrollinstanz über die stationären Einrichtungen verlangt, um den sehr knappen Personalschlüssel zu verbessern. Dies könnte zumindest die nachfolgend noch thematisierte Überforderung der Erziehenden reduziert haben, was evtl. in der Folge eine Entspannung und mehr positive Erlebnisse ermöglicht haben könnte.

3.2.2. ERZÄHLUNGEN VON EHEMALIGEN MITARBEITER*INNEN UND KLOSTERNAHEN PERSONEN

Mitarbeiter*innen, die sich bei uns gemeldet haben, stammen vorwiegend aus dem Kreis von Erzieher*innen im Anerkennungsjahr bzw. ähnlichen Berufsgruppen (Praktikant*innen usw.). In deren Erzählungen werden ihre Erfahrungen im Josefsheim beinahe durchweg als negativ gewertet.

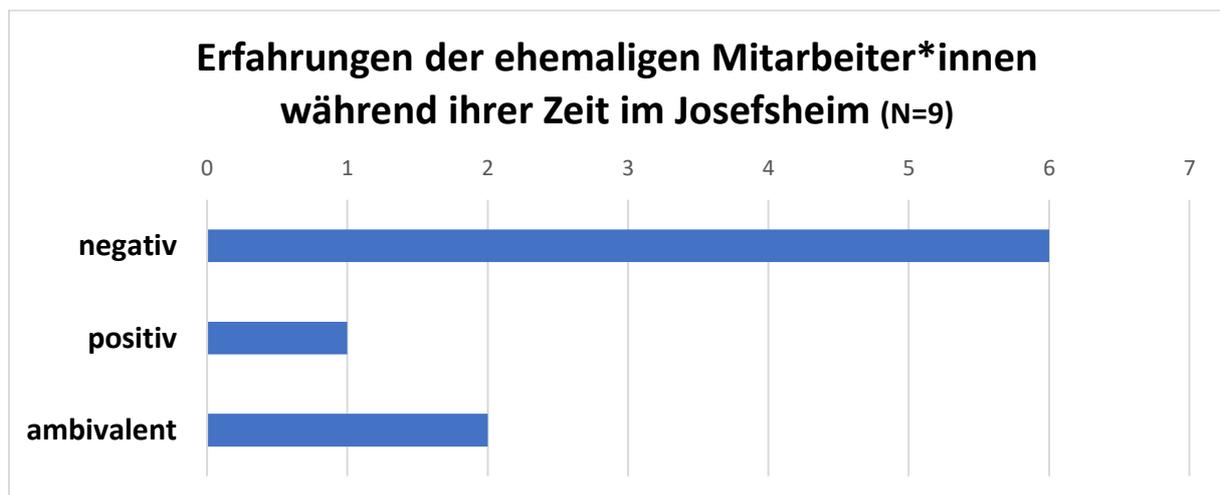


Abbildung 5: Erfahrungen der ehemaligen Mitarbeiter*innen während ihrer Zeit im Josefsheim

Gesprochen wurde hauptsächlich über die Lieblosigkeit der Schwestern, die nach Einschätzung der Melder*innen an Vernachlässigung grenzte. So wurde offenbar bereits in den frühen 60er Jahren die Arbeit mit den Kindern beinahe komplett auf die externen Kräfte verteilt, wobei diese mit der Betreuung von 12-15 Kleinkindern mit teils schweren Entwicklungsstörungen weitgehend alleine gelassen wurden. Diese konnten weder der Zahl der Kinder noch deren besonderen Bedürfnissen ausreichend gerecht werden, was zu starken Überforderungsgefühlen führte. Augenscheinlich gab es auch weder genügend Spielmöglichkeiten, noch durften die Kinder hinaus in den Park. Es wird bemerkt, dass den Schwestern das Gebet wohl über die Arbeit mit den Kindern ginge, dies aber nicht dem allgemeinen christlichen Verständnis der Laien entsprach, die beinahe alle einen durchaus religiös geprägten Alltag in ihren Familien führten. Sie empfanden dies als starken Kontrast

zwischen eigenen christlichen und caritativen Idealvorstellungen und Heimrealität, was nicht selten zur Desillusionierung führte.

Weitere externe Mitarbeiter*innen in den 70er Jahren bestätigen dies. Der Park als Freizeitstätte sei für die Kinder nicht vorgesehen gewesen. Es hätte die Anweisung von Schwestern gegeben, mit älteren Kindern (etwa ab 10 Jahren) nicht mehr zu spielen, denn diese könnten sich alleine beschäftigen. Näherer Kontakt bzw. intensivere Beschäftigung mit einzelnen Kindern wurde scheinbar aktiv unterbunden bzw. wurde von der Klosterleitung allgemein nicht geduldet.

Die Kontrolle der Kinder wurde nach diesen Berichten auch auf die Kontrolle von Praktikant*innen ausgeweitet. So wurde es nach deren Angaben nicht gerne gesehen, wenn diese „zusammensaßen“.

Weiterhin gibt es Berichte von Praktikant*innen, die sich aktiv an die Klosterleitung gewandt haben, um Missstände aufzuzeigen. Dies wurde nach deren Empfinden von der Klosterleitung nicht nur abgeblockt, die Mitarbeiter*innen wurden zudem bei voller Bezahlung vorzeitig entlassen und durften das Heim/Kloster nicht mehr betreten.

Ein*e Mitarbeiter*in aus dem Tätigkeitsfeld im Umkreis des Heims bemerkte zwar die Strenge der Nonnen, jedoch auch Zuwendung. Zudem hatte sie keine Wunden oder blauen Flecke bei den Kindern des Heims wahrgenommen. Die Kinder wurden allgemein als eher schwierig beschrieben. Auch eine vermehrte Anhänglichkeit oder Liebesbedürftigkeit wurde nicht festgestellt.

Von verschiedenen Personen wurde angemerkt, dass nur eine Schwester eine Ausbildung im Bereich Kinderbetreuung gehabt habe (welche, bleibt allerdings unklar). Alle anderen Schwestern seien „ungelernte Kräfte“ gewesen.

Vereinzelt wird berichtet, dass es durch den Wechsel der Oberinnen zu einer anderen Vorgehensweise oder zu verändertem Verhalten gegenüber den Kindern gekommen wäre. Bestätigt wird dies auch in einem Zeitungsartikel, in dem mehrere Betroffene zu Wort kommen „So werden etwa Schwester Longina oder Schwester Gertrudis, die in den 60er Jahren dem Heim zugewiesen waren, als liebevoll und freundlich beschrieben. Mit Einsetzung der Oberin Remigia in den 70er Jahren soll plötzlich ein ganz anderer Ton geherrscht haben. Das bestätigen sogar damalige Kinder wie Thomas W., der insgesamt ein positives Bild des Heimes zeichnet. Für Ulrike Zöllner, die bis Ende 2018 den Beirat der landesweiten Anlaufstelle für Heimkinder geleitet hat, sind die unterschiedlichen Erinnerungen nicht ungewöhnlich: „Was für die einen schrecklich war, empfanden andere als normal.““ (Binkowski, 2019).

Auf der anderen Seite erhielten wir aber ebenso einen Bericht, der erkennen lässt, dass es schon Anfang der 60er Jahre Grund zu Kritik gegeben hatte. Hier berichtet uns eine ehemalige Mitarbeiterin im Anerkennungsjahr, sie wäre mit einer Gruppe von schwer retardierten Dreijährigen fast den ganzen Tag allein gewesen bis spät in den Abend. Ihre zuständige Schwester sei nur zu den Essensausgaben anwesend gewesen, sonst standen Gebete und religiöse Riten der Arbeit mit den Kindern scheinbar entgegen. Die Mitarbeiterin fand sich deutlich überfordert mit ihren Aufgaben. Die Gruppe bestand aus 12-15 Kindern, die alle besondere Bedürfnisse gehabt hätten, denen sie nie auch nur annähernd hätte entsprechen können, allein aus Zeitmangel und Stress heraus.

Alle ehemaligen Mitarbeiter*innen bzw. Praktikant*innen beklagen, dass sie in einem starken Abhängigkeitsverhältnis gestanden hätten, dass sie zu jung waren, um entsprechendes Gehör zu finden und sich durchzusetzen, und dass alle darauf angewiesen waren, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, um ihre weitere Ausbildung nicht zu gefährden. Die notwendige Zeit musste „ausgehalten“ werden, Kritik wurde nach ihrem Empfinden nicht erlaubt bzw. unterbunden. So berichteten mehrere ehemalige Praktikant*innen, sie hätten Anfang der 70er Jahre Beistand beim zuständigen Pfarrer gesucht und zunächst auch gefunden. Ihre Kritik richtete sich vor allem auf die ihrer Ansicht nach unhaltbaren Zustände der Lieblosigkeit, psychischer Gewalt und der strikten Regularien im Umgang auch mit den kleinsten Kindern (z.B. stundenlanges „auf-dem-Töpfchen-sitzen“, usw.). Caritas und Jugendamt seien ebenfalls involviert worden³, hätten aber keinen Beistand leisten wollen, da man auf die Heimplätze angewiesen sei. Es kam zum Gespräch mit der Oberin. Alle Vorwürfe wurden augenscheinlich abgeblockt. Danach sei die Kontrolle über die Praktikant*innen⁴ noch strikter gewesen, man hätte versucht herauszufinden, wer sich an externe Stellen gewandt habe. Schließlich wurden alle Praktikant*innen des Jahrgangs zwei Wochen vorzeitig entlassen; dies bei vollem Lohnausgleich, um den Kontakt zur nachfolgenden Praktikant*innen-Gruppe zu unterbinden. Zusätzlich wurde ihnen Hausverbot erteilt, das auch durchgesetzt wurde. Dies wurde von einzelnen Praktikant*innen als sehr belastend empfunden, zumal dadurch auch der Kontakt zu einigen liebgewonnenen Kindern unterbunden wurde.

³ In welcher Form dies geschah müsste bei der ausführlichen Aufarbeitung (siehe 5.) präzisiert und analysiert werden (In welcher Form waren Caritas und das Jugendamt involviert? Auf welcher Ebene erfolgte die Beschwerde?).

⁴ Eine ehemalige Praktikantin berichtete uns, dass der Einfluss der Nonnen sogar bis in ihr Zuhause gereicht hätte. So wurden offenbar deren Eltern angesprochen, dass es doch für ein Mädchen nicht ziemlich sei, den Führerschein zu machen. Dies trug sich Mitte der 70er Jahre zu. Wohnten die jungen Frauen im Kloster, so schlossen sich die Pforten um 20 Uhr. Das Kloster griff damit sehr deutlich auch in das Privatleben seiner Mitarbeiter*innen ein.

Als einen positiven Aspekt, der sich jedoch gleich wieder ins Negative wendet, wurde von einer ehemaligen Mitarbeiterin genannt, dass die Schlafsäle eigentlich schön gewesen seien, dass die Kinder sich jedoch tagsüber nicht dort aufhalten durften. Es hätte Fächer gegeben für die Aufbewahrung eigener Sachen, aber durch das Verbot, sich im Schlafsaal aufzuhalten, waren diese Sachen nicht zugänglich. Die Betroffenen geben ebenfalls an, dass sie keinerlei Rückzugsort gehabt hätten, teilweise hätten Zimmer keine Türen gehabt. Was das Fehlen von Privatsphäre bewirken kann, haben wir schon in der Evaluation der bayerischen Beratungsstelle für ehemalige Heimkinder dargestellt (vgl. Mosser et al., 2018).

Aus den vorangegangenen Erzählungen der Anrufer*innen ergibt sich damit ein Gesamtbild der verschiedenen Erfahrungen von ehemaligen Heimkindern und Mitarbeiter*innen, dass sich in der Übersicht wie folgt darstellt:

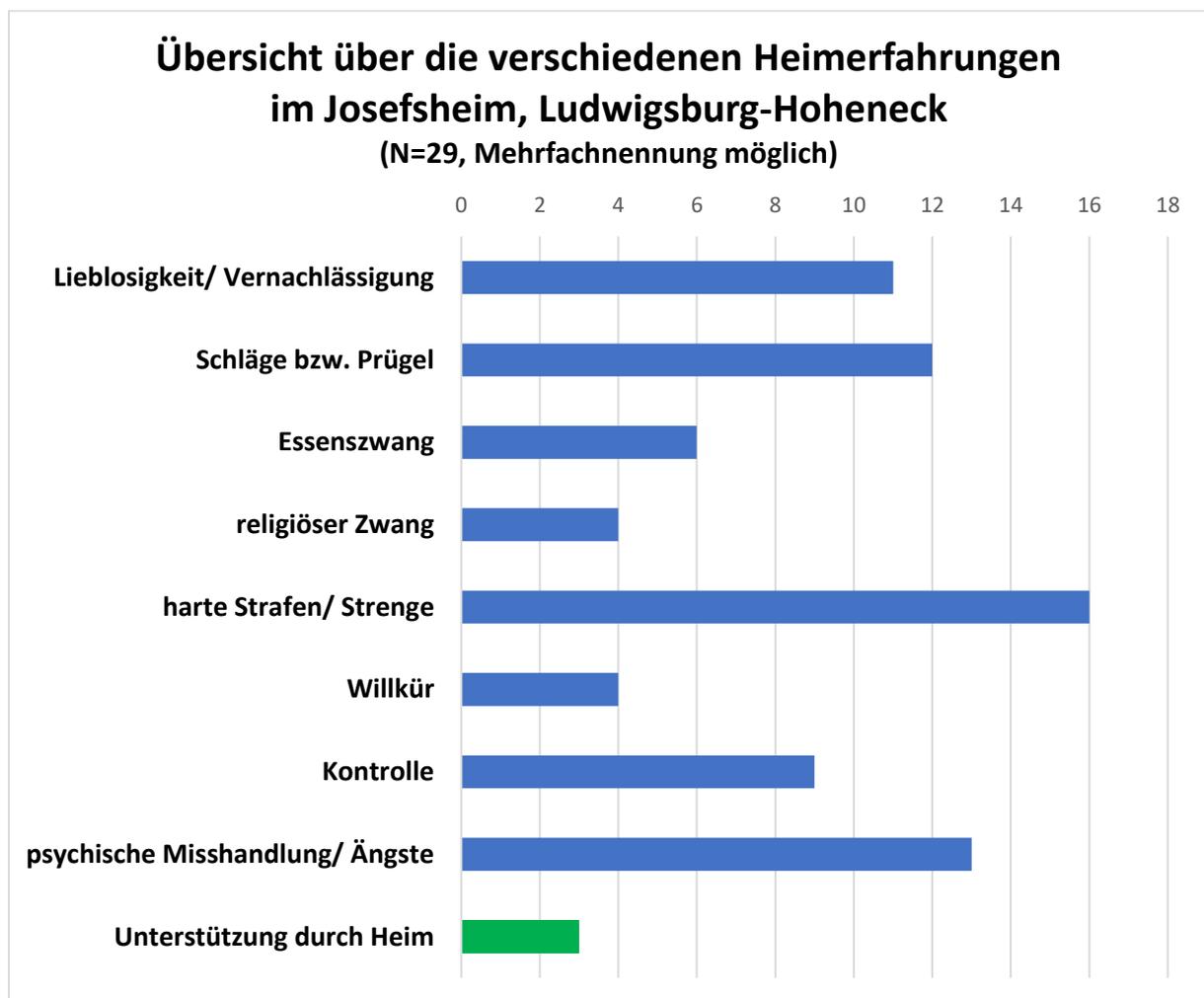


Abbildung 6: Übersicht über die verschiedenen Heimerfahrungen im Josefsheim

Nach Fertigstellung des Berichtsentwurfs wurden weitere Vorwürfe u.a. durch einen Zeitungsbericht öffentlich. Danach soll es in den 70er-Jahren systematischen sexuellen Missbrauch durch Pfarrer Metzler gegeben haben, der bis Ende der 70er an der Dreieinigkeitskirche tätig war. Nach ersten Schilderungen soll er sonntagnachmittags nach den Gottesdiensten Kinder einzeln zur Beichte in sein Zimmer gebeten haben. Dort habe er sich unsittlich berühren lassen und größere Kinder auch selbst berührt. Dies seien, so noch nicht verifizierte Meldungen, keine Einzelfälle, sondern es fand regelmäßig über einen längeren Zeitraum statt.

3.3. ANGABEN ÜBER KONTAKTE ZUM KLOSTER

Sieben der Anrufer*innen berichteten, dass sie sich (vor allem im Zuge der Presseberichte) an das Bistum oder Kloster gewandt hätten, um Aufklärung zu fordern bzw. Gründe für das Verhalten der Schwestern gegenüber den Kindern zu erhalten. Darunter waren zwei Personen, die aufgrund guter Erfahrungen zum Teil regelmäßige Beziehungen zum Kloster als dem Ort ihres Aufwachsens suchten, und sowohl die Grundlage der Anschuldigungen verstehen, wie auch ihre gegenteiligen Erlebnisse berichten wollten. Fünf Personen kamen hingegen mit dem Anliegen, dass ihre schlimmen Erfahrungen gehört und anerkannt werden, dass ihnen geglaubt wird und sie nicht als Lügner*in dargestellt werden.

3.4. BERICHTETE FOLGEN FÜR DAS ERWACHSENENLEBEN DER EHEMALIGEN HEIMKINDER

Von den Betroffenen, die sich bei uns gemeldet haben, gaben sechs Personen an, sich aktuell in Therapie zu befinden oder in der Vergangenheit eine Therapie gemacht zu haben, die sie in einem Zusammenhang mit ihrer Heimerfahrung sehen. Zum Teil dauern diese Therapien schon mehrere Jahre. Alle Therapien wurden dabei von den Betroffenen selbst organisiert, das heißt, es gab bislang keinen Fall, in dem kirchliche Einrichtungen dies unterstützt hätten. Zu bemerken ist, dass im Telefonat oder im Mailverkehr nicht aktiv nach einer Therapie gefragt wurde. Die Zahlen könnten sich noch erhöhen, wenn dies in einem leitfadengestützten Interview explizit erkundet werden würde.

In den Berichten gibt es Hinweise auf Folgeschäden (Beziehungsprobleme, Gefühl von Heimatlosigkeit, Schlaf- und Essstörungen, usw.), die sich lange durch das Leben gezogen hätten. An dieser Stelle muss darauf hingewiesen werden, dass wir bei den Meldungen an der Anlaufstelle die Folgen der Heimerfahrungen für den späteren Lebensverlauf nicht explizit erhoben haben. Dies müsste in einem weiteren Schritt, wenn beispielsweise eine detailliertere Interviewstudie durchgeführt wird, erfolgen. Nur dann können die Erfahrungen

im Heim, sowie deren Wirkung auf den weiteren Lebensverlauf analysiert werden (vgl. Mosser et al., 2018).

Exkurs: Vernachlässigung als Gewalt?

Ist die berichtete Lieblosigkeit in ihren Auswirkungen tatsächlich so gravierend wie beispielsweise physische oder sexuelle Gewalt? Hier soll kurz der Stand der Forschung zu den dargestellten Vorwürfen der ehemaligen Heimkinder und Mitarbeiter*innen dargestellt werden. Da die weitaus meisten Vorwürfe sich auf lieblose und stark distanzwahrende Erziehungspraktiken (also emotionale Vernachlässigung) sowie psychische Gewalt gegenüber den Kindern beziehen, soll hierauf in besonderem Maße eingegangen werden:

„Es muss daran erinnert werden, dass diese Kinder im frühen Alter aus ihren Familien herausgenommen wurden, in den meisten Fällen deshalb, weil deren Eltern deren Versorgung nicht gewährleisteten. Diese Mädchen und Jungen waren insofern vorbelastet und vulnerabel, weil ihre basalen Bedürfnisse nach Liebe und Zuwendung von Seiten ihrer Eltern häufig nicht gestillt worden waren. Es handelte sich also nicht selten um vernachlässigte Kinder und es wäre Aufgabe des Heimes gewesen, diesen Mangel an Zuwendung so weit als möglich zu kompensieren. Man hat offenbar nicht verstanden, dass es nicht allein darum geht, diesen Kindern zu essen zu geben, sie in eine Tagesstruktur zu zwingen und sie zu anständigen, d.h. anpassungsfähigen, jungen Menschen zu erziehen. Man hat nicht verstanden, dass diese Kinder Aufmerksamkeit, Zuwendung und eine gesunde emotionale und körperliche Nähe brauchten.“ (Mosser et al., 2018, S. 172)

Esser (2010) betont das auf Mary Ainsworth zurückgehende Konzept der *Feinfühligkeit* in Zusammenhang mit der Bindungsforschung. Feinfühligkeit umfasst danach „die Fähigkeit und Bereitwilligkeit der Betreuungsperson, die Mitteilungen und das Verhalten des Säuglings wahrzunehmen und richtig zu deuten und darauf prompt und angemessen zu reagieren“ (Esser, 2010, S. 82). Nach den Hinweisen, die wir aus den Meldungen von Betroffenen erhalten haben, lässt sich nicht schließen, dass dies im Heim geschehen ist oder überhaupt geschehen konnte, da eine allgemeine Überforderung der dort arbeitenden Kräfte dies nicht zugelassen hat. Somit konnte das kindliche Verlangen nach Befriedigung der drei psychischen Grundbedürfnisse Bindung, Kompetenz und Autonomie (Esser, 2010) nicht erfüllt werden.

Auch die Suche nach alternativen Bindungspersonen, wenn die eigenen Eltern diese Bindung nicht herstellen konnten, muss als gescheitert angesehen werden; es standen keine alternativen Bindungspersonen zur Verfügung. Die Personen, die als solche in Betracht gekommen wären, allein durch ihre Anwesenheit, wollten oder konnten keine Bindung zu den Kindern eingehen, sei es aus zeitlichen Gründen oder aufgrund der Vorgaben, keine

Bindung zuzulassen. Doch ist der Mensch ein soziales Wesen und auf soziale Interaktion angewiesen. Die Verweigerung von Bindung ermöglichte den Kindern, die wohl so dringend auf positive Erfahrungen angewiesen waren, daher keine korrigierenden Erlebnisse, durch die sie ein positives Selbstbild hätten generieren können und die sie zu erfolgreicher sozialer Integration befähigen würden. Die Forschung erbrachte bereits früh, dass es weniger um die intellektuelle Anregung, sondern vielmehr um stabile emotionale Beziehungen zu einer Bezugsperson geht (Braun & Bogerts, 2001).

Zudem ist festzuhalten, dass die jährlichen Wechsel der Praktikant*innen, die vornehmlich die Kinder betreuten, nicht zu stabilen Verhältnissen beitragen konnten. Bindung verlangt jedoch die oben bereits genannte Stabilität (Esser, 2010, S. 86).

Esser fasst die der Bindung kontraproduktiv gegenüberstehenden Handlungsweisen von Erziehenden folgendermaßen zusammen:

- „Gering ausgeprägtes Interesse der Pädagogen für die biografischen Vorerfahrungen.
- Fehlendes Vertrauen der bindungsunsicheren Jugendlichen in die Organisation Heim und deren Mitarbeiter.
- Die Mitarbeiter reagieren unprofessionell im Sinne von moralisch, statt verstehend und erklärend.
- Die Mitarbeiter lassen sich provozieren und reagieren affektiv statt eine reflexive Haltung einzunehmen.
- Moralische Entrüstung gegenüber den (verwahrlosten) Eltern der betreuten Kinder und Jugendlichen.“ (Esser, 2010, S. 95)

All diese Merkmale lassen sich aus den Berichten der ehemaligen Heimkinder des Josefsheims nachvollziehen.⁵

Generell ist zu sagen (Mosser et al., 2018, S. 169): Vernachlässigung ist eine weit verbreitete Form der Kindeswohlgefährdung, die sich nicht unmittelbar in der aktiven Verletzung des kindlichen Körpers und dem Angriff gegen seine psychische Integrität manifestiert. Sie wirkt vielmehr dadurch, dass Bedürfnisse des Kindes ignoriert werden und kennt viele Facetten. Das Problem ist vor allem jenes der Unterlassung von Zuwendung, Aufmerksamkeit, Schutz, Bildung usw. (Deegener & Körner, 2005). In unserer Studie zu den Biographien von

⁵ Dies gilt auch für Teile der positiven Erfahrungsberichte. Aus der Erzählung eines ehemaligen Heimkindes, dessen Erfahrungen als ambivalent eingestuft wurden, geht hervor, dass eine Nonne, die in vielen Erzählungen als streng, manipulativ und verletzend geschildert wird, immer abends beim Fernsehen Kinder auf dem Schoß gehabt hätte. Ja, die Kinder hätten sich darum gestritten, wer dort sitzen dürfte. Dies könnte als Sympathie gedeutet werden, jedoch sind die sonstigen Erzählungen über die gleiche Person weniger von Sympathie getragen. Wie kann dies sein? Crittenden und Ainsworth (1989) stellen hierzu fest, dass Kinder in unsicheren, ängstlichen Bindungen sich in einem inneren Konflikt befinden können. Sie sind abhängig von ihrem Versorger (z.B. den Eltern), jedoch ist die gleiche Person auch mit Vorsicht zu genießen, kann die Quelle von Züchtigung sein. Es kann sogar so weit gehen, dass die Kinder ihre Versorger, und als solche müssen die Nonnen auch gesehen werden, verteidigen, obgleich erwiesen ist, dass sie durch diese Person Gewalt erfahren haben.

Heimkindern (Mosser et al., 2018) zeigt sich, dass Vernachlässigung als schädigender Faktor im Lebensverlauf noch höher zu werten ist als beispielsweise physische Gewalt.

Diese Erkenntnisse sind keineswegs neu. Die Forschung hatte schon sehr früh klare Erkenntnisse zur Bindungstheorie (ab den 40er Jahren durch John Bowlby, ab den 50er Jahren durch Mary Ainsworth, um nur die Wichtigsten zu nennen, vgl. auch zum Hospitalismus bei Heimkindern Spitz, 1945) und auch zum Deprivationssyndrom bei Kindern in Fremdunterbringung vorweisen können, wie z.B. Marie Meierhofer bereits in den 50er Jahren darlegte (vgl. Wyss-Wanner, 2001). Das Problem war, dass dies vor allem in pädagogisch wenig professionalisierten Einrichtungen nicht rezipiert wurde.⁶

4. FAZIT

Von den ehemaligen Heimkindern sowie von den ehemaligen Mitarbeiter*innen, die sich bei der Anlaufstelle des IPP gemeldet haben, um von ihren Erlebnissen im Josefsheim zu berichten, hat die überwiegende Mehrheit sehr schlechte Erinnerungen an diese Heimzeit. Darstellungen von lieblosem und auch gewalttätigem sowie abwertendem Verhalten bestimmen das Gros der Erzählungen. Diese Erzählungen beziehen sich nicht auf einen kurzen Zeitraum, sondern erstrecken sich über 20 Jahre.

Die im Rahmen der Anlaufstelle geführten telefonischen Interviews geben nur einen ersten Einblick. Die Melder*innen berichteten von ihren prägnantesten Erinnerungen, denen, die sich eingegraben haben. Dennoch lassen sich daraus die Erkenntnisse, die sich bereits in der Heimkinderstudie im Rahmen der Evaluation der bayerischen Anlauf- und Beratungsstelle im Rahmen des Fonds Heimerziehung (Mosser et al., 2018) zeigten, auch im Josefsheim wiederfinden.

Es wurden mit Ausnahme der sexualisierten Gewalt und der Gewalt unter den Heimkindern alle Formen der dort dargestellten Gewaltausübung gegenüber diesen Kindern vorgebracht (strukturelle Gewalt, psychische Gewalt, Vernachlässigung und physische Gewalt). Auch die dort genannten Auswirkungen in Bezug auf eingeschränkte Lebens- und Berufsgestaltung finden sich im Ansatz in den Erzählungen wieder, genauso wie Beziehungsschwierigkeiten und mangelndes Vertrauen in Institutionen, speziell in kirchliche Einrichtungen.

⁶ Mit Einzug von mehr weltlichen Erzieher*innen ab Ende der 70er Jahre scheint jedoch eine verstärkte Hinwendung zu Forschungserkenntnissen im Erziehungsbereich stattgefunden zu haben, da eine ehemalige Mitarbeiter*in berichtete, es hätte ein (zumindest informeller) fachlicher Austausch mit Kolleg*innen zum Thema Bindung stattgefunden.

Fraglich ist, welchen Austausch es mit den anderen Heimen des Ordens gab und ob die Vorgaben und Verhältnisse in allen Heimen gleich waren. Dies kann im Rahmen dieses Berichtes nicht beantwortet werden.

Die Probleme eines Heimkindes zeigen sich denn auch sehr prägnant in folgendem Zitat aus einem Bericht, den uns eine Betroffene aus dem Josefsheim zur Verfügung gestellt hat:

„Ich habe über meine Kindheit jahrzehntelang geschwiegen, es wurde einem jahrelang nicht geglaubt und man schämte sich. Ich sagte so oft, ich bin reingetragen worden und kann nichts dafür, dass ich ein Heimkind war.

Die Schublade Heim wurde dann 1992 bei einer Reha geöffnet. Danach war nichts mehr so wie es war. Ich durchlebte sehr viele Therapien und trotzdem öffnete ich mich erst ganz, als der Bericht über den Fonds Heimerziehung in der BRD in den Jahren 1949-1975 öffentlich wurde.“

Die Ergebnisse der Anlaufstelle stellen das Josefsheim in die Reihe jener Heime, die ihrem eigenen Auftrag, vor allem aber nicht dem Betreuungs- und Schutzauftrag für stationäre Einrichtungen nachgekommen sind. Diese Bewertung gilt nicht nur unter heutigen Standards, sondern wie die Ergebnisse des Runden Tisches Heimerziehung gezeigt haben, auch für die Zeit vor 1975. Auch davor wurden Menschenrechte und die im Grundgesetz garantierte Würde des Menschen missachtet.

5. AUSBLICK

Die Einrichtung einer unabhängigen Anlaufstelle, um den Vorwürfen rund um das Josefsheim nachzugehen, war ein erster Schritt, um nähere Erkenntnisse über die Geschehnisse zu gewinnen. Es lassen sich daraus noch keine Zusammenhänge sicher ableiten. Um eine detaillierte Sicht auf die verschiedenen Erlebnisse der ehemaligen Heimkinder und ihre Erfahrungen in der Zeit im Josefsheim zu gewinnen, halten wir **eine ausführliche Aufarbeitungsstudie für notwendig**. In dieser sollte, aufbauend auf den bislang vorliegenden Daten, ein Design entwickelt werden, um über alle Betroffenen bzw. Zeitzeug*innen hinweg einen differenzierten Blick auf die Heimzeit nach dem zweiten Weltkrieg gewinnen zu können. Folgende Fragestellungen sollten im Mittelpunkt stehen:

1. Welches Ausmaß an Gewalt innerhalb des Josefsheims lässt sich innerhalb welcher Zeiträume belegen? Gibt es neben den bisher bekannten Fällen weitere Vorwürfe gegen ehemalige Mitarbeiter*innen des Josefsheims?
2. Wie steht es um den Vorwurf des sexuellen Missbrauchs durch den Pfarrer Metzler? Gibt es Hinweise, dass dieser im Zusammenhang mit dem Josefsheim verübt wurde bzw. haben die Schwestern von dem Missbrauch Kenntnis gehabt?
3. Welche Folgen hatte die erlittene Gewalt für den späteren Lebensverlauf der Betroffenen?

4. Handelt es sich um Übergriffe einzelner Mitarbeiter*innen oder gibt es institutionelle Erklärungsfaktoren? Gab es Phasen, in denen der Träger seine Heimpädagogik kritisch reflektiert und im Heimaltag verändert hat?
5. Wie war und ist der Umgang des Trägers mit den Vorwürfen? Gibt es neben dem bekannt gewordenen Beispiel einer möglichen Aufdeckung noch weitere? Falls ja, welche Umstände haben eine Aufdeckung jeweils verhindert?
6. Welche Erwartungen und Möglichkeiten gibt es für einen Dialog zwischen Opfern und dem Kloster mit dem Ziel einer anerkennenden Aufarbeitung des Geschehenen?

Obwohl das Heim seit nunmehr 27 Jahren geschlossen ist, gehen wir davon aus, dass sich noch ausreichend viele Zeitzeug*innen finden und interviewen lassen. Viele ehemalige Heimkinder des Josefsheims wünschen sich diese Aufarbeitung. Fast alle Melder*innen bei der Anlaufstelle haben eine weitere Interviewbereitschaft bekundet. Auch nach Ablauf der Meldefrist haben sich noch ehemalige Heimkinder an die Anlaufstelle gewandt und ihre Interviewbereitschaft speichern lassen.

Für eine Interviewstudie ist zudem zu beachten, dass ein erneuter Aufruf an Personen, die im Heim untergebracht waren oder dort gearbeitet haben oder anderweitig Kontakt zum Heim hatten und von ihren Erfahrungen berichten wollen, unbedingt verschiedene Medien nutzen sollte. Nicht alle Personen verfügen über einen Online-Zugang. Speziell ältere Menschen, und dies entspricht der Zielgruppe des notwendigen Aufrufes, nutzen u.U. andere (analoge) Informationswege. Entsprechende Möglichkeiten zur Ansprache sind zu prüfen und umzusetzen. Ziel sollte es sein, mindestens 30 Personen für ein leitfadengestütztes Interview zu gewinnen. Sollten sich mehr als 30 Personen zu einem Interview melden, so wäre auf eine ausgewogene zeitliche Spanne zu achten, um speziell auch diesen Aspekt in die Analyse mit einzubeziehen.

Die geführten Interviews werden einer qualitativen Datenanalyse unterzogen und systematisch ausgewertet mit dem Ziel, detaillierte Erkenntnisse zu den Konstellationen zu erlangen, die zu den Vorwürfen gegenüber dem Josefsheim geführt haben, aber auch um zu verstehen, warum es teilweise zu so unterschiedlichen Sichtweisen auf die Zeit des Aufenthalts im Josefsheim kommen konnte. Bei der Frage, warum eine frühzeitige Aufdeckung der Geschehnisse im Heim scheiterte, sollte auch die Rolle des Jugendamtes und möglicherweise anderer externer Stellen ausführlich gewürdigt werden.

Das Kloster hat mit der Beauftragung der Einrichtung der Anlaufstelle bereits die Bereitschaft erkennen lassen eine möglichst vollständige Aufarbeitung anzustreben. Die Beauftragung hierzu sollte möglichst zeitnah erfolgen.

Literaturverzeichnis

- Binkowski, R. (2019, 10. März). Heimkinder fordern unabhängige Aufklärung. *Stuttgarter Zeitung*. Zugriff am 28.04.2019. Verfügbar unter <https://www.stuttgarterzeitung.de/inhalt.heimskandal-in-ludwigsburg-hoheneck-heimkinder-fordern-unabhaengige-aufklaerung.688d055d-4dbe-4386-aadd-bfba1cfe4ca8.html>
- Braun, K. & Bogerts, B. (2001). Erfahrungsgesteuerte neuronale Plastizität. Bedeutung für Pathogenese und Therapie psychischer Erkrankungen. *Der Nervenarzt*, 72 (1), 3–10.
- Crittenden, P. M. & Ainsworth, M. D. S. (1989). Child maltreatment and attachment theory. In D. Cicchetti & V. Carlson (Eds.), *Child maltreatment. Theory and research on the causes and consequences of child abuse and neglect* (pp. 432–463). Cambridge: Cambridge University Press.
- Deegener, G. & Körner, W. (Hrsg.). (2005). *Kindesmisshandlung und Vernachlässigung. Ein Handbuch*. Göttingen: Hogrefe.
- Esser, K. (2010). *Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung*. Dissertation. Köln.
- Mosser, P., Dill, H., Hackenschmied, G. & Straus, F. (2018). *Heimkindheiten zwischen 1949 und 1975 und die Beratungs- und Unterstützungsarbeit der bayerischen Anlaufstelle (im Rahmen des Fonds Heimerziehung)* (IPP-Arbeitspapiere Nr. 13). München: IPP.
- Spitz, R. A. (1945). Hospitalism. *The Psychoanalytic Study of the Child*, 1 (1), 53–74.
- Wyss-Wanner, M. (2001). Marie Meierhofers Forschungsbeitrag zum Deprivationssyndrom (5-6). *Pädiatrie und Grenzgebiete* (S. 441–456). Zugriff am 07.05.2019. Verfügbar unter http://steinwies.ch/resources/pdf/4MM_Deprivation.pdf